

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 20 (1944-1945)
Heft: 7

Artikel: Das Bildungserlebnis : die Fenster auf - aber nach allen Seiten!
Autor: Huber, Fortunat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1069580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Aus einem von Hunderten von Nachrufen :

Der Verstorbene erlebte zwei glückliche Semester in Göttingen und Heidelberg. Er brachte von diesem Auslandaufenthalt, der seinen geistigen Horizont erweiterte und ihm so recht eigentlich zum Bildungserlebnis wurde, eine unauslöschliche Erinnerung in die Heimat mit.

Während des letzten Weltkrieges studierte ich während eines militärischen Urlaubs ein Semester in Berlin, unter anderem auch Theologie. Ich hatte mich bei diesem Ortswechsel ebenso wie auf die neuen äußern Umstände, auf die Veränderung des geistigen Klimas gefreut. In der Tat, alles war mir neu, überall ging es anders zu: Nur auf der Universität blieb alles beim alten. Deutsche Pro-

fessoren hier, deutsche Professoren dort, bald konservativer, bald kritischer wurden die theologischen Wissenschaften hier wie dort vom gleichen Blickfeld aus mit den gleichen Methoden betrieben. Auch in den Literaturnachweisen begegnete ich kaum einem neuen Namen. Ich hatte den Eindruck gewinnen müssen — nicht nur in den theologischen Vorlesungen — die Wissenschaft sei eine mehr oder weniger ausschließlich deutsche Angelegenheit.

Das nächste Semester verlegte ich nach Genf. In den Vorlesungen und Lehrbüchern begegneten mir wiederum vor allem Namen von deutschen Gelehrten. In der Stadt Calvins, dessen Einfluß sich in Frankreich, in den Niederlanden und vor allem in den angelsächsischen Ländern unvergleichlich nachhaltiger als in Deutschland auswirkte, schien die protestantische Theologie genau wie in Berlin als eine im wesentlichen deutsche Angelegenheit betrachtet zu werden. Dies zu einer Zeit, wo sich ein Genfer Schlossergeselle nur mit Widerwillen entschließen konnte, mir — den er als «boche» betrachtete — ein Köfferchen zu öffnen, für das ich den Schlüssel verloren hatte.

Seit Generationen pilgern jährlich Hunderte von Schweizer Studenten an deutsche Universitäten, Juristen, Nationalökonomen, Mediziner, Theologen, Linguisten, Philosophen, Historiker, Naturwissenschaftler. Sie amten, zurückgekehrt, bei uns als Richter und Advokaten, als Ärzte, Pfarrer und Lehrer an höhern Schulen.

Es kommt nicht von ungefähr, daß es gerade unter den Vertretern der akademischen Berufe so viele Schweizer gab, die so lange den Nationalsozialismus nicht in seinem wahren Gesicht erkannten. Sie weigerten sich einfach, zu glauben, daß eine Weltanschauung, die aus Deutschland stammt und, wie die Abstimmungen bewiesen, vom überwiegenden Teil des deutschen Volkes gebilligt wurde, wirklich so barbarisch sein könne, wie sie ihnen geschildert wurde. Da halfen keine noch so gewissenhafte Tatsachenberichte aus Konzentrationslagern, die Aufklärungen

über die Tätigkeit der fünften Kolonne bei uns und anderswo stießen auf taube Ohren. Weder die Annexion von Österreich, der Einfall in Prag, noch die Bombardierungen von Warschau und Rotterdam vermochten ihren blinden Glauben an das deutsche Wesen zu zerstören. Sie billigten nicht alles, was geschah. Es mißfiel ihnen manches an den Auswirkungen des Nationalsozialismus; aber sie konnten es sich bloß als unschöne und gewiß bedauerliche Begleiterscheinungen eines Systems erklären, das, als deutsch, für sie gar nicht anders als eben menschlich und kulturell wertvoll sein konnte. Die Nachrichten, die sie hörten, verwirrten sie wohl; aber ihre Grundeinstellung wurde nicht erschüttert. Für sie blieben, etwas grob ausgedrückt, Kultur und Deutschland nur zwei Worte für den gleichen Begriff. Sie ertrugen die nackte Wahrheit nicht, daß sich, offenen Augen sichtbar, von Deutschland aus eine Bewegung anschickte, alles, was für sie bisher die Kultur ausmachte, unter Schutt und Asche zu begraben.

Es gab zwar in diesen Bildungsschichten weniger kämpferische Anhänger der nationalsozialistischen Ideologie als unter Vertretern anderer Berufe, die sich, Kultur hin oder her, von den politischen Zielen der faschistischen Systeme Nutzen versprachen. Aber sehr viele hielten länger an ihrem Urteil zugunsten der deutschen Sache fest als in andern Ständen unseres Volkes. Es wäre falsch, sie deshalb als Nationalsozialisten oder Faschistenfreunde anzuprangern. Das waren sie nicht. Wohl aber war ihr Urteilsvermögen gegenüber allem, was aus Deutschland kam, getrübt. Sie gingen (und gehen zum Teil heute noch) jedem Vogelfänger des Propagandaministeriums auf den Leim, wenn er ein kulturelles Mäntelchen trug.

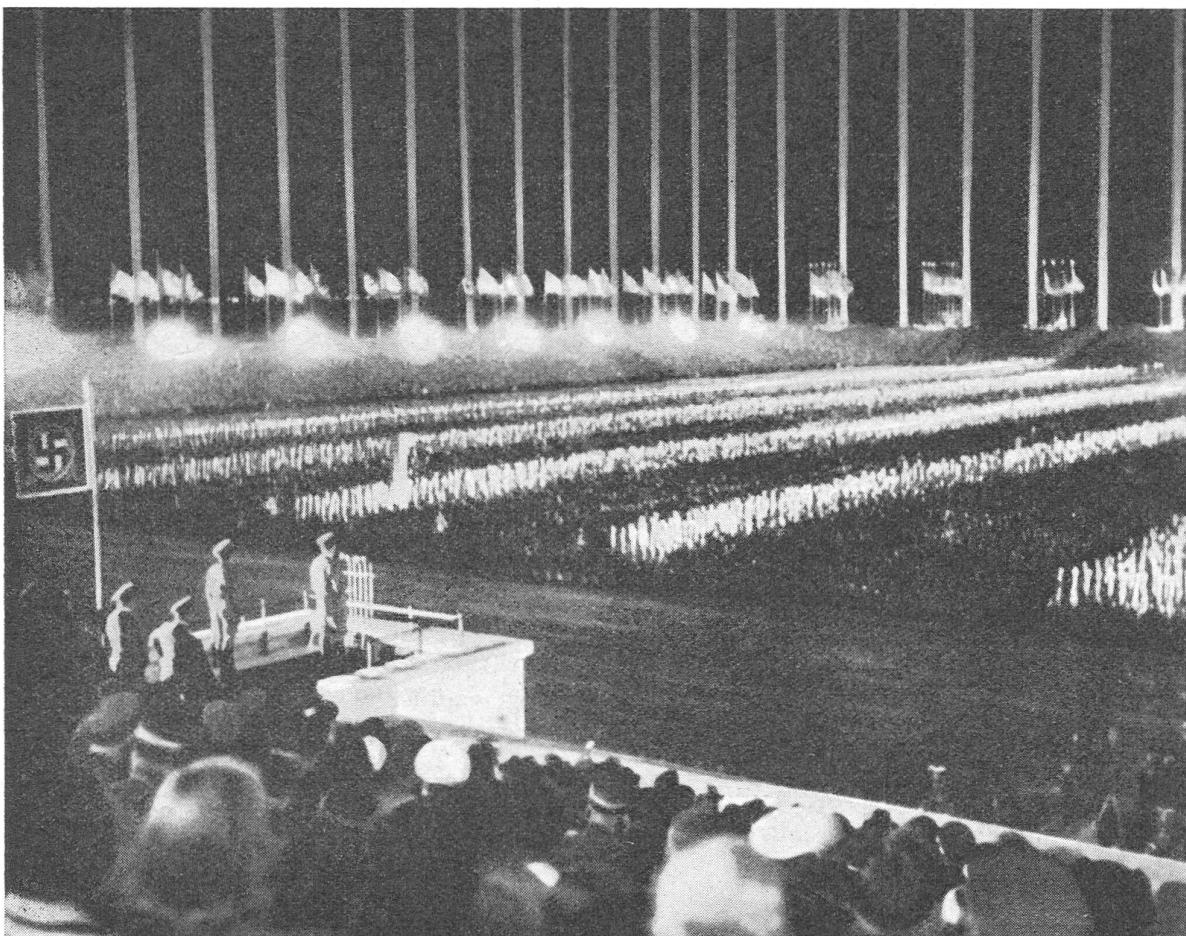
Dieses Versagen kommt nicht von ungefähr. Sowohl unsere Kaufleute wie unsere Ingenieure und Techniker kamen vor dem Kriege, sofern sie überhaupt im Ausland lebten, nicht so ausschließlich nur nach Deutschland. Sie verdienten fer-

ner, anders als die Studenten, in der Fremde ihr Brot und erlebten deshalb das Ausland, wo es auch war, von einer andern Seite. Vor allem aber war ihr Aufenthalt im Ausland für sie nicht bloß eine einmalige glückliche Episode. Sie blieben durch ihren Beruf sehr oft mehr oder weniger ständig in Berührung mit dem Ausland. Aber für einen sehr großen Teil unserer Akademiker waren die paar Semester an deutschen Universitäten, abge-

sehen von gelegentlichen Studien- und Ferienreisen, das einzige Erlebnis jenseits unserer Grenzpfähle. Es fiel zudem, und das ist von entscheidender Bedeutung, in jene Zeit — für manche die einzige ihres Lebens — in der es ihnen erlaubt war, ohne Sorgen um ihr berufliches Vorwärtskommen und unbehindert von den Erfordernissen ihres engen Fachs, sich allen kulturellen Erscheinungen hinzugeben. Sie mußten sich nicht durchsetzen. Sie

Diktatur

und



Nationalsozialistische Parteiversammlung

Der Volksgenosse wird in die Masse eingegliedert. Er geht darin auf.

verlangten von den Menschen und ihrer Umgebung nichts, als daß man sie ihre Jugendträume auskosten ließ. Es war die Zeit der unendlichen Gespräche, der Theater, der Musik. Damals besuchten sie Ausstellungen, damals lasen sie schöne Literatur. Sie waren ganz einfach jung und unbeschwert. Offen dem Schönen und Edeln, begegneten sie ihm, wo sie gingen und standen.

Ist es ein Wunder, daß diese Schwei-

zer Studenten dem Land, in dem sie ihre vielleicht schönsten Lebensjahre verbrachten, eine Anhänglichkeit entgegenbringen, die bis zum Grabe nachwirkt? Nein, aber es hatte Folgen. Der Einzelne darf für sie nicht verantwortlich gemacht werden, doch wirkten sie sich bedenklich aus. Die einseitige Blickrichtung nach Deutschland so zahlreicher Vertreter unserer akademischen Berufe, fälschte ihr kulturelles Urteil. Das ist die eine Seite. Schwerer wiegt,

DEMOKRATIE



Mit Bewilligung des Kunstgewerbemuseums Zürich

Landsgemeinde in Glarus

Die Bürger reihen sich in die freie Ordnung ein. Auch in Haltung und Kleidung bleibt jeder sich selbst. Eine Gemeinschaft, keine Masse.



Rasche Überlegung: Könnten Sie die gesamte Luftmenge ihres Wohnzimmers, im zusammengepreßten Zustande gedacht, bequem und ohne Mühe transportieren? *Antwort auf Seite 55*

daß ihr Fehlurteil durch ihren Einfluß auf das ganze Volk abfärbte. Sie legten an alle kulturellen Erscheinungen den einzigen Maßstab, mit dem sie vertraut waren, den deutschen. Das äußerte sich in einer Überschätzung der deutschen und einer Verkennung der nicht deutschen kulturellen Werte, mit denen sie übrigens sehr oft erst aus zweiter Hand, über deutsche Vermittler, in deutscher Auswahl und in deutscher Beleuchtung bekannt wurden. Einige kleine Beispiele: Wie wäre sonst die Wertschätzung, welche in den Vorkriegsjahren ein französischer Schriftsteller wie Giono bei uns genießen konnte, zu erklären oder das entsetzliche Mißverständnis, Shaw als einen typisch englischen Schriftsteller zu betrachten? Die Verbreitung deutscher Kunstbücher über französische Malerei verführte dazu, diese durch die deutsche Brille zu betrachten und mißzuverstehen.

Das Unverständnis für alle ausländischen philosophischen Bemühungen, die sich nicht in die Systeme der deutschen Philosophie einordnen ließen, hat die gleiche Ursache. Hierher gehört auch das Belächeln der angelsächsischen Psychologie.

*

Wir dürfen hoffen, daß sich bald nach dem Kriege die Grenzen wieder

öffnen werden. Es ist zu wünschen, daß recht vielen jungen Schweizern das Ausland, das ihnen bisher verschlossen war, zugänglich wird. Auch Studenten. Sollen diese wie bisher weiterhin fast ausschließlich deutsche Universitäten besuchen? Es ist zwar denkbar, daß uns in den ersten Nachkriegsjahren die äußern Verhältnisse in Deutschland von selbst vor diesem verhängnisvollen Fehler bewahren. Unbedingt sicher ist es nicht. Die Macht der Überlieferung wird immer wieder unterschätzt. Doch selbst, wenn zunächst weniger Schweizer Studenten an deutsche Universitäten pilgern sollten, so ist damit allein wenig gewonnen. Es geht nicht darum, die Schweizer Studenten vom Besuch deutscher Universitäten abzuhalten. Wir könnten nur froh sein, wenn möglichst bald Schweizer wieder deutsche Universitäten besuchen dürfen. Nur sollten künftig weit mehr Studenten als bisher außer an deutschen auch an andern ausländischen Hochschulen studieren.

Es gehörten Schweizer Studenten an alle Universitäten der Welt, nach Frankreich und England, nach Italien und Rußland, nach den iberischen Staaten, nach Holland und nach den skandinavischen Ländern, nach Amerika und in den Fernen Osten. Die Quellen der Erkenntnis strömen nicht in Deutschland allein. Weder die Wissenschaft noch sonst ein Zweig am Baume der menschlichen Kultur grünt ausschließlich unter deutschem Himmel. Wir können nicht länger darauf verzichten, daß Vertreter unserer akademischen Berufe in ihrer Jugend Fühlung mit dem Geistesleben aller Kulturgebiete aufnehmen.

Das Ziel ist keineswegs, jeden Studenten die halbe Welt bereisen zu lassen. Wohl aber wäre zu erreichen, daß die meisten Studenten zum mindesten auch in einer ausländischen Hochschule studieren und diese nicht in acht von zehn Fällen eine deutsche Universität bleibt.

*

Die Schwierigkeiten, diese Anregung in die Tat umzusetzen, liegen auf der

Hand. Einmal war die Vorbildung zur Universität in Deutschland ähnlich wie bei uns. Auch die Organisation unserer Hochschulen und ihr Lehrplan entsprach ungefähr jenem der Deutschen. In andern Kulturzentren sind die Hochschulverhältnisse von den unsren verschieden. Diesen Umstand müßten unsere Hochschulbehörden berücksichtigen und einen Weg finden, um auch die Semester an solchen Hochschulen « anzurechnen ».

Natürlich stellen die Studien in fremdsprachigen Ländern andere und höhere Anforderungen an die Studenten. Aber selbst wenn es sich um Sprachen handelt, die an den Mittelschulen in der Regel nicht gelehrt werden, sind die Hindernisse überwindbar. Der gleiche junge Mann, den sechs Jahre Schulunterricht kaum so weit brachten, sich in dieser Sprache einigermaßen verständlich auszudrücken, wird nach einem vierwöchigen Aufenthalt im Sprachgebiet selbst dies fertig bringen, wenn er darauf angewiesen ist, zu verstehen und verstanden zu werden. Dazu kommt, daß sich der Student in seinem engern Fachgebiet in jeder Sprache verhältnismäßig schnell einigermaßen zurecht findet. Im übrigen hindert ihn ja nichts, sich in der Heimat auf seinen Auslandaufenthalt auch sprachlich vorzubereiten. Es wird und darf ja nie zufällig sein, welches Land ein Student aufsucht. Darüber bestimmt weder eine Lotterie noch eine Behörde, sondern seine persönlichen Neigungen und Studieninteressen. Es wird ihm, wenn er zu Recht Student ist, leicht fallen, deren Befriedigung ein Stück Bequemlichkeit zu opfern.

Es mag wohl sein, daß die fachwissenschaftliche Ausbeute bei einer kurzen Dauer des Aufenthaltes zunächst dennoch kleiner sein wird, als die eines Semesters an einer Universität, mit deren Sprache der Student von Hause aus vertraut ist. Aber dieser Nachteil wird mehr als aufgehoben durch die Erschließung einer neuen Welt, mit der er in Fühlung bleiben und die er im Laufe des Lebens von der Heimat aus weiter pflegen und vertiefen wird.

Photo: Ludwig Szabó
Aprilwetter

Die Auslandsemester an nicht deutschen Hochschulen werden zum Teil auch teurer sein. Nicht nur die sprachliche Vorbereitung und die Reisen kosten mehr Geld, sondern z. B. in angelsächsischen Verhältnissen ebenso der Unterhalt. Aber auch dafür gäbe es Lösungen. Sie sind bereits vorbereitet in der Errichtung von Studentenhäusern, in der Einrichtung der Austauschstudenten und durch die Schaffung von Stipendien, die ausgebaut werden könnten. Nicht in der Form von Unterstützungen, sondern als Belohnung von besonders anerkennenswerten wissenschaftlichen Leistungen. Dabei ist durchaus nicht ausgemacht, daß der Auslandaufenthalt vor das Examen fallen muß, in sehr vielen Fällen wäre er fruchtbarer nach dem Abschluß.

*

Alle diese, und viele andere Fragen müssen erwogen werden. Das Wichtigste scheint mir jedoch, den Zustand, daß unsere Studenten seit Generationen ihre Auslandsemester fast ausschließlich an deutschen Universitäten verbrachten, festzustellen und als Übelstand zu erkennen.

Die Wege und Mittel, ihn zu beheben, werden sich dann — nicht von selbst, aber bei umsichtiger Bemühung — finden. Nach dem Kriege werden Tausende junger Schweizer Kaufleute, Techniker, Ingenieure, Architekten und Agronomen in alle Welt ausfliegen. Das ist gut so. Aber es genügt nicht. Es ist unerlässlich, daß auch unsere zukünftigen Richter und Advokaten, Nationalökonomen, Ärzte, Lehrer und Pfarrer ihre kulturellen Eindrücke weniger einseitig als bisher sammeln. Je vielseitiger das Bildungserlebnis unserer Akademiker, um so fruchtbarer wird die Auswirkung auf unser geistiges Leben sein. Wir sind bodenständig genug, um nicht vor jedem Luftzug zittern zu müssen, der von jenseits der Grenzen in unser Land weht. Wenn es kräftig blasen sollte, um so besser. Nur dafür müssen wir sorgen, daß uns der Wind nicht bloß aus einer Richtung erreicht.